

Der Waisenjunge Curly Roddy begegnet
Georg Müller

DER RÄUBER VON ASHLEY DOWNS

Dave und Neta Jackson

Georg
Müller

DER RÄUBER VON ASHLEY DOWNS

A

clv

Der Räuber von Ashley Downs (Georg Müller)

Dave Jackson/Neta Jackson

Band 1/12 der Reihe »Abenteurer Gottes«

Taschenbuch, 160 Seiten

Artikel-Nr.: 256571

ISBN / EAN: 978-3-86699-571-0

Man schreibt das Jahr 1870.

Als Curly Roddy zwölf Jahre alt wird, hat er bereits

sechs Jahre als heimatloses Waisenkind auf den berüchtigten Straßen Londons verbracht. Er schläft im

Müll und ernährt sich von Abfällen – wenn er überhaupt etwas findet. Manchmal kann er mit Singen

etwas Geld verdienen oder er führt akrobatische Kunststückchen vor. Meistens aber hält er sich mit

kleinen Diebstählen über Wasser.

Als er davon Wind bekommt, dass für ein Waisenhaus in Bristol eine größere Menge Geld mit einer Postkutsche transportiert werden soll, erkennt er die Chance auf den Coup seines Lebens. Geld im Überfluss wartet auf ihn! Mit einigen...

Wenn Sie ein "echtes" Buch bevorzugen oder diesen Artikel verschenken möchten, können Sie diesen Download-Artikel ggf. auch käuflich erwerben, solange verfügbar.

Artikel ansehen auf [clv.de](https://www.clv.de)

Dave und Neta Jackson

DER RÄUBER VON ASHLEY DOWNS

clv

Dave und Neta Jackson sind als Ehepaar ein Team, das zahlreiche Bücher über Ehe und Familie, Kirche, Beziehungen und andere Themen geschrieben und mitgeschrieben hat. Zu ihren Büchern für Kinder zählen die »Abenteurer Gottes«-Serie und »Glaubenshelden«. Die Jacksons sind in Evanston, Illinois, zu Hause.

1. überarbeitete Auflage 2025

Copyright © 1993, 2016 by Dave and Neta Jackson
Published in English under the title
The bandit of Ashley Downs
by Castle Rock Creative Inc., Champaign, Illinois, U.S.A.
All rights reserved.

Previously published by Bethany House,
a division of Baker Publishing Group

© der deutschen Ausgabe 2004 by CLV
Christliche Literatur-Verbreitung e.V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld
www.clv.de

Bei Fragen zur Produktsicherheit erreichen Sie uns
über gpsr@clv.de oder auf dem Postweg.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Übersetzung: Herman Grabe
Satz und Umschlag: CLV
Umschlagillustration: Fionn Westermeier, Peffingen
Druck und Bindung: ARKA, Cieszyn, Polen

Artikel-Nr. 256571
ISBN 978-3-86699-571-0

INHALT

Vorwort	5
Flucht aus dem Turm	7
Eine gute Gelegenheit	21
Straßenraub	34
Betrug	46
Verhaftet	57
»Diese Sorte taugt nichts«	69
Ashley Downs	78
Der Bandenführer	91
Ertappt	102
Wird der Heizkessel explodieren?	115
Abschied	123
Endlich der Schatz!	131
Weihnachten für irgendjemandes Schwester	144
Mehr über Georg Müller	152

VORWORT

Georg Müller gründete in Bristol, im Westen Englands, eine Reihe von Waisenhäusern.

Er fing mit dreizehn Kindern an; aber weil er fest an Gottes Durchhilfe glaubte, wuchs diese Anstalt so sehr, dass Müller am Ende seines Lebens sagen konnte, mehr als 10000 Kinder versorgt zu haben. Und das alles, ohne Schulden zu machen, oder irgendjemand, außer Gott, um die nötigen Finanzen gebeten zu haben.

Die erfundene Figur Curly Roddy ist von einem wirklichen Jungen abgeleitet worden, William Ready, der aber kein Bandit war. Wir wissen, dass William um 1872 von James Walk, einem Londoner Stadtmissionar, nach Ashley Downs gebracht wurde.

Alle anderen Figuren sind erfunden, doch alles, was aus Ashley Downs über Gebet und Glauben berichtet wird, ist Tatsache.

FLUCHT AUS DEM TURM

Curly Roddy nannten ihn seine Kumpane auf Londons Straßen. In Deutschland hätten sie ihn dementsprechend »Krause Bohnenstange« genannt, weil er Locken hatte und ziemlich mager war. Und unter diesem Namen lernen wir ihn auch in dieser Geschichte kennen.

Also, dieser Curly Roddy riss die Tür zum Glockenturm der Georgskirche auf und schlich sich ins stockfinstere Treppenhaus. Der Küster würde ihn wohl nicht bemerkt haben – so hoffte er wenigstens. Er hielt den Atem an und lauschte, ob er Schritte hören konnte.

An diesem Morgen war das heimatlose Waisenkind Curly früh zur Kirche gelaufen, in der Hoffnung, als Taschendieb irgendwo Beute machen zu können. Curly war kein bössartiger Junge; er war nur hungrig und brauchte Geld, um etwas Essbares kaufen zu



können. Zuerst hatte er sich in den überfüllten Vorraum gestellt und die Leute beobachtet, die Geld für ein Waisenhaus sammelten. Da bemerkte er eine Frau, die einen dünnen grauen Schal trug und ihre Geldbörse deutlich sichtbar an einer Schnur trug. Curly war sicher, diese durchschneiden zu können, ohne dass sie dies merkte. Er folgte ihr, indem er sich durch die Menge drängte. Keinesfalls durfte er sie aus den Augen verlieren.

Dabei hatte ihn der Küster beobachtet. Jungen aus gutem Zuhause waren nicht so schäbig angezogen und benahmen sich nicht so unmanierlich. Auf jeden Fall hätten sie in der Kirche die Mütze abgesetzt, wo doch gerade jetzt die große Orgel mit dem Vorspiel begann und alles zu andächtigem Schweigen bringen sollte. »He, Junge! Komm zurück!« Aber Curly hatte sich geduckt und lief in die Vorhalle zurück, um dem Alten aus den Augen zu kommen.

Jetzt, versteckt im Glockenturm, öffnete er vorsichtig die Tür einen Spalt weit und spähte in die Vorhalle. Er wusste nicht, ob der Küster ihn wirklich gesehen hatte oder jemand anderen gemeint hatte. Dann wäre Curly ganz umsonst fortgelaufen.

Aber nein, durch den Spalt konnte er den Küster sehen, der hierhin und dahin schaute. Der zwölfjährige Junge wollte gerade die Tür zuziehen, als er noch einmal nachdachte: »Was ist besser, dass sie mich fangen

und der Polizei übergeben oder im Turm eingeschlossen zu werden?« Dazu muss man wissen, dass um 1872 die Glockentürme gewöhnlich nur sonntags zum Glockenläuten geöffnet wurden, es sei denn, jemand war in der Woche gestorben. »Dann würden die Glocken meinetwegen bimmeln, weil ich in einer Woche bestimmt verhungert bin«, dachte Curly.

Der alte Mann blickte nun, als habe er eine Ahnung, zur Glockenturm-Tür hin. Curly konnte sehen, wie sich ein boshafes Grinsen auf seinem Gesicht breitmachte und er auf das Versteck des Jungen zuschritt, wobei er einen Ring mit klimpernden Schlüsseln aus seiner Jackentasche zog. »Ja, ja, es sieht aus, als wenn die Tür noch nicht abgeschlossen ist«, murmelte er. Curly zog sich weiter in die Dunkelheit zurück, weil er sicher war, der alte Küster würde die Tür aufreißen und ihn fangen wollen.

Stattdessen schob der die Tür leise zu und sagte: »Wenn du darin steckst, kleiner Gauner, dann wird dich dies eine Weile davon abhalten, anderer Leute Taschen auszurauben.« Der Bolzen knackte laut, als er abschloss. Die scheppernden Schlüssel wurden aus der Tür gezogen. Dann hörte man nur noch die Schritte des Küsters auf dem Steinfußboden, als er die Halle entlangging.

Curly hatte sich gedacht, unaufmerksame Kirchgänger seien leichter zu bestehlen als wachsame Käu-

fer auf dem Markt; aber mit einem Problem wie diesem hatte er nicht gerechnet. Er stand ganz still da und versuchte mit den Augen die Finsternis zu durchdringen; aber nicht einmal von dem Spalt unter der Tür kam der geringste Lichtschimmer. »Wie kann ein Ort nur so dunkel sein?«, wunderte er sich. Er tastete sich vorwärts und fand den Türgriff; aber das half nichts, die Tür war wirklich zu.

Curly packte panische Angst, und er hämmerte gegen die Tür. »Hilfe! Hilfe!«, schrie er; aber niemand antwortete. Nach einiger Zeit hörte er mit dem Rufen auf. Er atmete schwer. Alles war umsonst. Es muss hier doch einen Ausweg geben. In der unheimlichen Stille vernahm er die dröhnenden Töne der großen Orgel. Der Gottesdienst hatte begonnen, und die Leute sangen. Da war es kein Wunder, dass ihn niemand hören konnte. »Wenn ich geduldig warte, kann ich vielleicht nach dem Gottesdienst jemand auf mich aufmerksam machen.«

Während er so dastand und nicht wusste, was er tun konnte, erinnerte ihn das quälende Hungergefühl daran, dass er seit gestern nichts gegessen hatte. Er fragte sich, ob Spuds Baxter, der alte Klein-Kriminelle, bei dem er Unterschlupf gefunden hatte, ihn befreien würde. »Ich glaube kaum«, meinte er schließlich, »er würde mich nicht einmal vermissen, wenn ich nicht für ihn Späherdienste leisten soll.«

Schließlich entschloss sich Curly, ein wenig auf Erkundungsreise zu gehen. Vielleicht gab es ja einen anderen Ausweg aus dem Turm. Es konnte eventuell weiter oben eine Tür zu der Empore an der Rückseite der Kirche führen. Vorsichtig tastete er sich durch den kleinen Raum, bis seine Füße an eine hölzerne Treppenstufe stießen. Er streckte die Hand aus, um sich an der Wand abzustützen. Dann begann er den Aufstieg; dabei zählte er die Stufen.

Alle zwölf Stufen wendete sich die Treppe mit der Wand. Dann ging es wieder zwölf Stufen hinauf. Nachdem das viermal geschehen war, wusste Curly, dass er innerhalb des Turmes eine ganze Drehung gemacht hatte und etwa in Höhe der Empore sein musste; aber er fand keine Tür. Konnte sie noch höher sein? Eilig stieg er weiter; aber in seiner Hast rammte er plötzlich seinen Kopf gegen die Balken der Decke. Er sah Sterne in der Finsternis und ließ sich auf eine Treppenstufe fallen, um sich zu erholen.

Er mochte gar nicht daran denken, wie hoch er war, auch konnte er nicht sagen, ob die Treppe an der Innenseite ein Geländer hatte, oder ob man dort ungeschützt in die Tiefe fallen konnte. Er vermochte kaum in der Dunkelheit das Gleichgewicht zu halten, wenn er die Wand losließ. Dann befühlte er die Wand genauer. »Ich muss die Tür verpasst haben«, dachte er.

»Warum sollten sie eine Treppe gebaut haben, die nur an die Decke führt?«

Curly fühlte an der Decke entlang, bis er etwas wie eine große Falltür über sich entdeckte. Er drückte; aber sie rührte sich nicht von der Stelle. Er drehte sich um, ging rückwärts noch einige Stufen hinauf, bis er seinen Kopf einziehen musste. Dann drückte er mit den Schultern gegen die Falltür. Mit dem Rücken und aller Kraft seiner Beine erreichte er endlich, dass sich die Falltür mit lautem Knarren und Quietschen langsam öffnete.

Der Junge kletterte in einen düsteren Raum, der einem Kerker glich. Licht kam von den Schalllöchern, durch die der Glockenklang über die Häuser von London drang. Riesige Glocken hingen wie offene Mäler über ihm, viel größer als Curly sie sich vorgestellt hatte. Und von jeder Glocke hing ein langes Seil herab, dessen unteres Ende auf einen Holzpfeiler in der Wand gewickelt war.

Curly blickte umher. An einer Wand führte eine Leiter nach oben. »Da muss man hinauf, wenn man an den Glocken etwas zu reparieren hat«, dachte er. Nebeneinander hingen an Hölzern sauber aufgereiht noch weitere dicke und dünne Seile.

Plötzlich kam Curly ein Gedanke: Hätte ich ein Seil, das lang genug ist, könnte ich die Leiter ersteigen und mich dann aus dem Kirchturmfenster abseilen. Er

nahm kurz die Mütze ab und schob sein krauses Haar – das ihm den Namen gegeben hatte – aus der verschwitzten Stirn. Er war ein guter Akrobat und hatte schon oft etwas Geld in Gastwirtschaften verdient, wenn er dort seine Kunststücke vorgemacht hatte; trotzdem schien ihm die Idee, sich außen am Turm wie eine Spinne am Faden abzuseilen, ziemlich unmöglich. Aber welche andere Chance hatte er? Entweder er versuchte es, oder er war gefangen, wenn der Küster die Tür öffnete – oder er starb vor Hunger und Durst.

Er wählte eine dicke Rolle eines dünnen Seiles aus, schob Kopf und Arm hindurch und begann mit dem Aufstieg. Halb oben zog Curly an einer Sprosse, die plötzlich brach. Der Ruck hätte ihn fast von der Leiter geworfen. Er klammerte sich an die Leiterholmen. Nachdem er Halt und Gleichgewicht wieder erlangt hatte, blickte er hinab, wo die zerbrochene Sprosse gerade aufschlug. Da hätte er jetzt auch liegen können, hätte er sich mit der anderen Hand nicht so festgehalten. Curlys Beine zitterten, und er hatte kaum Kraft, sich über die fehlende Sprosse hinwegzuziehen. Von da an prüfte er erst jede Sprosse sorgfältig, bevor er ihr sein volles Gewicht anvertraute.

Als er schließlich oben ankam, entstand ein schreckliches Getöse über Curlys Kopf. Sieben Tauben flogen von einem Balken auf und zum Schallloch hinaus. Der Schreck ließ das Herz des Jungen rasen. »Warum habe

ich mich auf all das eingelassen?«, fragte er sich, als er sich auf den gewaltigen Balken geschwungen hatte, der eine der Glocken trug. Jetzt konnte er weit über London hinsehen.

Jahrelanger Kohlenrauch hatte die Glocken pechschwarz gemacht. Draußen hingen dunkle Wolken – fast genauso schwarz – so niedrig über ihm, dass er meinte, sie berühren zu können. Er kletterte zur Vorderseite des Turmes und blickte auf die vielen Leute unten auf der Bloomsburystraße, so etwa 30 Meter unter ihm. Curly wurde schwindlig; er meinte fast, aufgeben zu müssen. Außerdem würde man ihn an der Vorderfront sehen können.

Am besten wäre es, an der Nordostseite den Abstieg zu versuchen, und sich auf das Kirchendach hinabzulassen, das wohl sechs Meter tiefer war, wie Curly meinte.

Der Kirchturm war von Steinsäulen umgeben, die auch teilweise die Schalllöcher verdeckten. Sie waren kleinere Abbilder der riesigen Säulen am Portal, durch die die Kirche wie ein griechischer Tempel wirkte. Curly band das Seil an eine der kleinen Säulen draußen vor dem Schallloch an der Nordostseite und warf das Seil auf das Kirchendach. Vorsichtig kletterte er auf den Fensersims zwischen zwei Säulen. Dann drehte er sich und lag auf seinem Bauch, während die Füße nach draußen hingen und an einer schmalen Leiste Halt fanden.

Als er das Gleichgewicht gewonnen hatte, ergriff er das Seil und arbeitete sich nach unten. Nach etwa zwei Metern erreichte er eine weitere Leiste und legte eine Pause ein. Er blickte auf das Kirchendach und überlegte, wie er wohl von dort auf den Erdboden kommen könnte.

Plötzlich begriff er, dass es gar keinen Weg nach unten gibt, wenn er nicht ein langes Seil hatte, und das, das er gerade benutzte, war oben fest an die Säule gebunden.

Eine feuchte Brise ließ Curly erschauern, trotzdem versuchte er ruhig nachzudenken. Jetzt begann es auch noch langsam zu regnen. »Ich muss zurück, um ein zweites Seil zu holen. Anders geht es nicht«, dachte er. Aber seine Arme waren so müde, dass er es fast nicht fertig brachte. Als er dann endlich doch den Fenstersims wieder erreicht hatte und dabei war, zurückzusteigen, fiel ihm eine andere Lösung ein.

Der Regen wurde heftiger, während er das Seil von der glatten, runden Säule löste und es sich unter den Armen um den Leib band. Dann schlang er das andere Ende um die Säule, als sei sie eine Rolle. So seilte er sich langsam ab; Zentimeter für Zentimeter, Meter für Meter ging es an der Turmwand entlang nach unten.

Als der Junge das Dach erreicht hatte, ließ er das freie Ende des Seils los und zog es um die Säule. Als es im Knäuel neben ihm lag, war er auf sich selbst stolz,

hatte er doch jetzt ein Seil, um sich vom Dach auf den Erdboden herablassen zu können.

Er wandte sich und ging zum hinteren Ende der Kirche hinüber. Dabei hielt er nach der besten Abstiegsmöglichkeit Ausschau. Das Dach war nicht steil; aber der Ruß darauf war durch den Regen glitschig geworden. Das merkte er aber erst, als er ausrutschte und zu gleiten begann.



Er warf sich sofort auf den Bauch und suchte krampfhaft nach einem Halt. Je näher er der Dachkante kam, um so klarer wurde ihm, dass ein Fall aus fünfzehn Metern Höhe den sicheren Tod bedeuten würde. Seine Fingernägel versuchten sich an den Dachschildeln festzukrallen, bis die Finger bluteten.

Dann, o Schreck, rutschten seine Füße über die Kante. Einen Augenblick fand ein Zeh in der Dachrinne Halt, doch gleich glitt er wieder ab. Der andere Fuß kam nicht einmal an die Rinne. So hingen seine Füße und Beine schon über dem Abgrund, als er einen schmerzhaften Ruck verspürte, der durch seinen ganzen Körper ging.

Das Seil war noch um seinen Leib gewunden, und das andere Ende hatte sich zwischen zwei Steinen an der Kirchturmecke verkeilt. Das hatte ihm das Leben gerettet.

Vorsichtig zog Curly sich auf das Dach zurück. Er lag ganz still da. Dort, am Dachrand, konnte er nun seine Zehen fest in die Regenrinne setzen; dabei wagte er sich kaum zu bewegen, geschweige denn hinab zu sehen.

Wie lange er dort gelegen hatte, wusste er nicht; aber endlich begriff er, dass er etwas unternehmen musste. Er blickte in beide Richtungen, dabei entdeckte er ein Leitungsrohr, das nahe der Kirchenrückwand ein wenig über die Dachkante reichte. Wenn ich

bis dahin komme, so dachte er, und mein Seil an dem Rohr festmache, könnte ich mich vielleicht abseilen.

Immer wieder schlenkerte er das Seil auf und ab, bis es von den Steinen freikam, zwischen denen es sich verkeilt hatte. Dann kroch er wie ein Krebs vorsichtig an der Dachkante entlang. Den einen Fuß streckte er aus und setzte ihn fest in die Rinne, dann zog er den anderen Fuß nach. Es ging langsam; aber er kam voran. Endlich erreichte er das Rohr – der Regen hatte aufgehört.

Curly hatte schnell das Seil am Rohr befestigt, dann ließ er das andere Ende fallen. Gut; es reichte bis auf den Erdboden. Aber während er das beobachtete, merkte er, wie ihm schwindlig wurde. Besser, ich gucke nicht mehr nach unten, dachte er.

Es kostete seinen ganzen Mut, über die Dachkante zu klettern und sich an der Kirchenwand hinabzulassen. Sooft er eine Fensterbank oder eine Leiste fand, die seinen Füßen genug Halt bot, machte er eine Pause, wobei er sorgfältig vermied, nach unten zu schauen.

Seine Füße erreichten den feuchten Grund gerade in dem Augenblick, als die Orgel den Schlussgesang des Gottesdienstes zu spielen begann. Er sank auf die Erde und lehnte sich an die Kirchenmauer. Seine Beine waren zu schwach sich zu bewegen.

Die Aufregungen dieser Flucht hätten für ein Durchschnittskind voll ausgereicht; aber Curly war

kein Durchschnittskind. Seit sechs Jahren lebte er auf der Straße. Er hatte vieles erlebt, was unsereins in Angst und Schrecken versetzt hätte. Um überleben zu können, musste er beweglich bleiben, und auch jetzt erinnerte ihn sein Magen daran, dass er ganz leer war. Noch etwas zitterig kam er schließlich auf die Beine. Auch versuchte er, etwas von der schwarzen Schmiere von seiner Kleidung zu kratzen. Dann zog er seine Mütze tief ins Gesicht und ging zur Vorderseite der Kirche.

Wenn die Frau mit dem grauen Schal herauskommt und ihre Tasche noch so trägt wie vorhin, dachte er, kriege ich doch noch etwas Geld für ein Frühstück.

Er wartete auf der anderen Straßenseite, als die Leute aus der Kirche kamen, und tatsächlich, die Frau mit dem grauen Schal war auch dabei, nur hatte sie jetzt ein kleineres Mädchen bei sich. Egal, dachte Curly. Ich krieg die Tasche doch! Er hielt sich dicht hinter den beiden, aber nicht so nahe, dass er deren Aufmerksamkeit auf sich zog. Er folgte ihnen den ganzen Bloomsberryweg entlang, bis sich die Gottesdienstbesucher zerstreut hatten. Dann war er dicht bei ihnen, bereit, »das Ding zu drehen«.

Da bemerkte er, dass die Frau geflickte Sachen trug. Sie war also keine reiche Dame, und ihre Begleiterin war ähnlich ärmlich angezogen. Das Mädchen schien zehn Jahre alt zu sein – genauso alt wie Curlys jüngs-

te Schwester. Als es sich ein wenig umdrehte, weil es etwas zu der Frau sagte, bekam Curly einen Schreck. »Unmöglich! Die sieht ja aus wie meine Schwester!«, dachte er. Allerdings hatte er seine Schwester seit sechs Jahren nicht mehr gesehen; aber dies Mädchen hatte die gleichen blonden Locken und dieselbe kleine Stupsnase und auch braune Augen. Es gibt nicht viele Mädchen mit blonden Haaren und braunen Augen, dachte Curly. Sein Herz schlug eigenartig heftig. Die meisten mit blonden Haaren haben blaue Augen. Könnte das ... könnte das meine Schwester sein?

Er ließ sich zurückfallen, doch blieb er ihnen auf den Fersen, auch als sie schließlich in eine schmale Gasse einbogen.

EINE GUTE GELEGENHEIT

Curly folgte der Frau mit dem grauen Schal noch drei Straßen weiter, bis die Häuser immer kleiner und armseliger wurden. Dann konnte er gerade noch hören, wie das Mädchen fragte: »Mama, wann kommt Papa von der Seereise zurück?«

»Zu Weihnachten, so Gott will«, antwortete die Frau, wobei sie das Kind sanft in den Arm nahm.

Na ja, das war's also. Das Mädchen konnte nicht Curlys Schwester sein. Seine Eltern waren beide tot und hatten ihn und seine neun Schwestern und Brüder als Waisen zurückgelassen. Curly trauerte seinem Vater nicht nach. Er war ein gemeiner Trinker gewesen, der seine Kinder und sogar seine Frau schlug. Als aber seine Mutter starb, war es Curly, als hätte man ihm das Herz herausgeschnitten.

Widerwillig hatten Nachbarn die kleineren Kinder aufgenommen, die älteren schickte man in Arbeitshäuser, wo man sie zwang, zwölf



bis fünfzehn Stunden am Tag zu schuften. Das Letzte, was Curly gehört hatte, war, dass alle aus den Arbeitshäusern entflohen waren. Die jüngeren Geschwister waren so oft umhergestoßen worden, dass Curly nicht wusste, wo sie jetzt waren. Die Schlachtersfrau hatte Curly zu sich genommen; aber der Schlachter war so niederträchtig wie sein Vater und schlug ihn fast täglich. So lief er fort nach London, wo er seitdem auf der Straße lebte.

Manchmal schlief er in großen Mülleimern, manchmal drang er in einen Stall ein und versteckte sich im warmen Heu; aber seit kurzem hatte er in einem Lagerhaus einen Platz gefunden, wo Spuds Baxter, ein Kleinkrimineller, als Wachmann angestellt war.

Curly blieb stehen und sah zu, wie die Frau mit dem kleinen Mädchen weiterging. Wenn sie einen Vater und eine Mutter hatte, konnte sie nicht seine Schwester sein. Trotzdem, sie erinnerte ihn ganz stark an seine Schwester, und arm war die Familie offensichtlich auch. Obwohl sein Hunger ihn immer grausamer plagte, wollte er der Frau nun doch nicht die Tasche wegnehmen.

Weil ihm nichts anderes einfiel, ging er zum Lagerhaus zurück, doch eine besondere Kneipe zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Das Wirtshausschild über der Tür zeigte einen Mann, der einen Bogen spannte. Außerdem standen noch einige Worte darunter, die

Curly nicht lesen konnte. Musik und Gelächter drangen nach außen und zogen Curly förmlich hinein. Vielleicht konnte er hier einen Penny verdienen.

»Hallo, mein Herr«, sagte er zu einem Mann, der neben einer jungen Frau an einem Tisch saß, »soll ich Ihnen ein Kunststück vormachen?«

»Hau bloß ab, Kerl!«, schnauzte der Mann. »Du bist ja von unten bis oben ganz dreckig.«

Curly machte einen eleganten Salto rückwärts und verneigte sich dann. Er wusste: Auch wenn jemand erst nichts davon wissen wollte, konnte man mit einem schnellen Akrobatenstück doch noch Interesse erwecken. Und wenn eine hübsche Frau zugegen war – jungen Frauen kann man immer damit imponieren – dann wollten die Männer meist nicht als Geizhalse dastehen.

»Allerhand!«, sagte die Frau und lächelte Curly an. »Gar nicht so schlecht, Junge«, brummte der Mann. »Wette, du kannst drei hintereinander.«

»Für einen Penny will ich's versuchen.« Obwohl er das leicht fertig brachte, zierte Curly sich. Er wusste, wenn man zu schnell bereit war, gaben die Leute erst etwas, wenn man das Letzte aus sich herausgeholt hatte.

»Einen halben Penny; aber nur, wenn du es auch machst.«

Curly machte die drei Saltos, und die Frau sprang auf und applaudierte. »Bleib weg da!«, befahl der

Mann, als Curly die Hand ausstreckte, »Du machst die Dame ganz schmutzig.« Er angelte eine Münze aus seiner Tasche und ließ sie in Curlys Hand fallen. Gerade wollte Curly ansetzen, um auf den Händen durch den Raum zu laufen, als ihn jemand von hinten packte und herumwirbelte.

Zack!

Eine Faust traf Curlys Kopf, dass der Schmerz durchs ganze Gesicht zuckte. Jemand hatte ihn auf die Nase geboxt; und die Tränen schossen ihm so schnell in die Augen, dass er gar nicht sehen konnte, wer ihn geschlagen hatte.

»Hier macht nur einer was vor, nachdem er mit mir gekämpft hat«, sagte eine drohende Stimme. Curly blinzelte und sah einen Jungen, einen Kopf größer als er in Boxerhaltung vor sich stehen. »So nimm deine Fäuste hoch oder verschwinde!«, zischte der Herausforderer.

Curly sah ein, dass er keine Chance hatte, ging rückwärts bis zur Tür und rannte dann die Straße hinab.

Die kleine Münze hielt er immer noch in der Hand. Dafür kaufte er eine kleine Semmel und ein Stück Kuchen für den größten Hunger. Aber das Essen gab ihm keinen Trost für seine traurigen Gedanken. Er wanderte zurück zum Lagerhaus. Alles ging heute schief.

Spuds Baxter schrie schon von weitem, als er ins Lagerhaus kam: »Wo steckst du den ganzen Tag? Ich

brauchte jemand zum Aufpassen, weil ich heute morgen Kundschaft hatte.«

Spuds »Kunden« waren Diebe wie er selbst. Der Lagerhausbesitzer hatte Spuds angestellt, dort zu wohnen, um Diebe abzuhalten, etwas von den Waren zu stehlen. »Ich bin ein guter Wachmann«, hatte sich Spuds einmal Curly gegenüber gerühmt. »Bin schon drei Jahre hier, und noch nie hat einer eingebrochen und eine Wagenladung voll geklaut.«

Das stimmte auch; aber Spuds stahl nur kleinere Mengen und verkaufte sie an seine Kunden, die sie wieder auf dem schwarzen Markt absetzten. Curlys Aufgabe war es, aufzupassen, ob keiner der Kaufleute, die ihre Waren dort rechtmäßig stapelten, anwesend war, wenn Spuds seine Schwarzmarktkunden bediente.

»Wenn ich nicht zu viel nehme«, erklärte Spuds stolz, »merkt das keiner. Irgendwas geht immer verloren auf dem Transport und auf den Schiffen, und keiner käm auf die Idee, nachzuwiegen, wenn ein, zwei Pfund aus manchen Säcken fehlen.«

Jetzt wurde Spuds ärgerlich als er Curly von unten bis oben ansah. »Was hast du denn gemacht?«, schimpfte er. Spuds hatte seinen Spitznamen wegen seines groben, pockennarbigen Gesichts erhalten und wegen der dicken Knollennase. Alles zusammen sah aus wie eine große, rote Kartoffelknolle. (In Deutsch-

land hätte man ihn »Knolli« genannt.) »Ich dachte, du hättest vergangene Nacht hier geschlafen; aber du siehst aus, als hättest du in einem Kohleneimer übernachtet. Geh bloß nach draußen, und komm nicht eher wieder rein, bis du dich sauber gemacht hast. Du fällst zu doll auf, wenn du so dreckig bist.«

Der schlammige Ruß vom Kirchendach war soweit abgetrocknet, dass Curly das meiste davon mit einer alten Pferdebürste abreiben konnte. Dann zog er auch noch das Hemd aus, nahm ein zerbrochenes Stück Seife und wusch sich sorgfältig in einem Regenfass hinter dem Lagerhaus. Als er fertig war, konnte man tatsächlich schon wieder die hellen Spitzen seiner sonst blonden Locken erkennen.

Nass und vor Kälte zitternd zog er sein Hemd und seine lange Jacke wieder an. Nun fiel dem Jungen plötzlich wieder ein, was er Spuds eigentlich erzählen wollte. Über all der Aufregung mit dem Eingesperrtsein im Glockenturm, und dass er fast vom Dach gefallen war, hatte er ganz vergessen, was er gesehen hatte, als er anfangs in die Kirche kam ... noch bevor er die Frau mit dem grauen Schal traf.

»Hey, Spuds«, rief er gleich, als er ins Lagerhaus zurückkam. »Ich hab eine Idee!«

»Bleib auf'm Teppich«, meinte Spuds nur, der gemütlich neben dem Ofen seine Pfeife rauchte. »Na, welche Idee haste denn?«

»Als ich heute Morgen in der Kirche war ...«

»In der Kirche?« Spuds bog sich vor Lachen. »Was wolltest du denn in der Kirche?«

»Du weißt doch, dass ich in die Kirche gehe, weil es dort gute Gelegenheit gibt, irgendetwas zu ergattern. Egal, als ich reinging, standen da zwei Leute, die im Vorraum Geld sammelten. Ich hielt mich in der Nähe, weil ich dachte, es könnte dabei etwas auf den Boden fallen.«

»Du hast wohl eher nachgesehen, wo die Leute ihre Geldbörsen hinsteckten, um sie stehlen zu können«, grinste Spuds.

»So? Na und?« Curly zuckte die Achseln. »Egal, ich hatte plötzlich einen Gedanken: Sie versuchten dreitausend Pfund Bargeld für ein Waisenhaus zu sammeln – in Bristol glaube ich. Was wäre ... Was wäre, wenn wir nun den Geldtransport überfallen würden?«

Rauchwolken stiegen aus Spuds' Pfeife. »Was wäre, wenn ... Wie bitte? Weißt du, was du da redest, Junge?«

»Klar, ich rede von dreitausend Pfund. Das ist mehr Geld als du und ich unser ganzes Leben lang zu sehen bekommen.«

»Und wie sollen wir etwa da rankommen?«

»Ist doch einfach. Wie die Straßenräuber.«

»Straßenräuber? Bist du verrückt, Bengel? Banditen enden unter Gewehrkugeln oder im Kerker, oder sie werden aufgehängt. Ne, ne, nicht mit mir. Das ist zu gefährlich!«